



MATTHIAS SCHUMANN / IMAGO



PATRICK STRAUB / KEYSTONE

Im Gleichschritt – marsch! Die Marschmusik-Band der königlichen Marine aus Grossbritannien spielt am Tattoo in Basel auf. (Juli 2016)

Die Macht...

Fortsetzung von Seite 19

sche Schlager-Pop-Sängerin füllt seit Jahren die grössten Sportstadien mehrmals hintereinander, löst bei der Musikkritik aber nur Nasenrumpfen aus. «An ihren Konzerten sind sicher viele Leute dabei, die auch in die Oper gehen, aber bestreiten würden, Helene Fischer zu mögen.» Jäncke versteht es nicht. «Warum soll man sich keine Musik anhören, die simpel ist? Hör dir die Musik an, bei der du Gänsehaut und schöne Gefühle hast. Man hat so selten schöne Gefühle, gönne sie dir. Helene Fischer rauf und runter – Wenn es juckt und zuckt, dann mach es und steh dazu.»

Grösser als der Mensch

Ja, wenn es juckt und zuckt, dann könnte Musik auch noch einen ganz anderen Effekt haben. Das hat internationale Forschung seit einigen Jahren erkannt und beschäftigt sich zunehmend mit der leistungssteigernden oder gar heilenden Kraft der Musik. Interessant ist die Aktivierung des Lustzentrums beispielsweise bei Patienten mit Depressionen und bei älteren Menschen. «Wenn ich mir in Aufzeichnungen ansehe, wie mein Gehirn beim Hören von Vivaldi durchgepusht wird, denke ich mir, müsste dies doch auch für Menschen mit angehenden Demenzen eine Lösung sein», sagt Jäncke. Bei Schlaganfallpatienten hat man bereits festgestellt, dass Musik die neuronalen Netzwerke, die über Musik erreicht werden, am Leben erhalten kann. Nach einem Schlaganfall befinden sich rund um das geschädigte Gewebe Neuronen, die halbwegs sind. Musik hält diese Zellen aktiv und bewirkt, dass sie neue Netzwerke aufbauen.

Wenn Musik tatsächlich Krankheiten heilen sollte, dann wird das Musikerlebnis tatsächlich zu einer Begegnung mit einer Kraft, die über uns steht. Viele Menschen suchen heute an Musikfestivals, im Konzertsaal oder in Techno-Klubs eine quasireligiöse Erfahrung. An Weihnachten strömen sie aber auch

wieder in die Kirchen. Sie kommen, um zu spüren, dass es da etwas gibt, das grösser ist als der Mensch. Die Musik ermöglicht dieses Erlebnis am besten. Im Zürcher Grossmünster zum Beispiel wird am 24. und 25. Dezember das Weihnachtsoratorium von Johann Sebastian Bach aufgeführt. Die Kirche ist jedes Jahr zum Bersten voll.

Das Weihnachtsoratorium ist für Pfarrer Christoph Sigrist der Inbegriff liturgischer Musikklänge. Es ist die Vertonung der Weihnachtsgeschichte des Neuen Testaments. Hier singen Solisten und Choräle im Austausch stellvertretend für den Einzelnen und die Gemeinde. «Wenn der Zuhörer während des Stücks spürt, dass sich die Worte an ihn persönlich richten, dann ereignet sich darin das Wort Gottes», sagt Sigrist. Er hat keine Mühe,

Musik über Konfessionsgrenzen hinweg: Der päpstliche Chor der Sixtinen Kapelle singt in der Dresdner Frauenkirche mit dem dortigen Kammerchor. (Mai 2016)

sich selbst hinter die Musik zu stellen. «Wenn die Orgel spielt, wirken meine Worte wie ein hilfloses Gestammel», sagt er. «Die Musik hat für viele die grössere Unmittelbarkeit als Worte.» Der katholische Theologe Hans Küng formuliert es ähnlich: «Ganz fein und dünn ist die Grenze zwischen Musik und Religion. Ungeheuer ist die transformative Kraft der Musik, die fast jede Erfahrung zu erhöhen und zu verwandeln mag.» Nicht umsonst spielt in praktisch jedem Gottesdienst, in jedem Ritual und in jedem Kult rund um die Welt die Musik eine tragende Rolle.

Auch die Literatur hat dieses Phänomen mannigfach aufgenommen. Die Hauptfigur in Robert Schneiders Bestseller «Schlafes Bruder», Johannes Elias Alder, ein Musikgenie der kuriosen Art, wird an der Orgel zum Prediger.

«Nein, der da oben machte nicht bloss Musik, er predigte. Und was er predigte, war von kalter, glasklarer Wahrheit.»

An Konzerten führt Musik oft zum frenetischen Jubel des Publikums nach dem letzten Ton. Doch die Gefühle können sich auch in atemloser Stille zeigen. In Gustav Mahlers 9. Sinfonie überwältigen nicht nur die sphärischen Schlusstakte, diese «Vision des Scheiterns», wie sie Mahler nannte. Das Schönste passiert danach. Wenn es im Saal nach 80 Minuten endlich still ist wie in einem Cellobauch. Zwei Minuten und zehn Sekunden lang dauerte dieses Nichts am 21. August 2010 im KKL in Luzern, nachdem Claudio Abbado den letzten Orchesterton mit einem Wimpernschlag abgewinkt hatte. Als bald rann ihm eine Träne über die Wange.

Der Weg zum Musikgenuss

Wie aus Vibrationen in unserem Kopf eine Melodie entsteht

